

# Die Zeitungs Welt

Nr. 26

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Bald mußten die Eltern kommen. Zur Sonntagsjaufe. Mesi gähnte, Herrgott, war das ermüdend! Essen herrichten, über Dinge sprechen, die ihr so gleichgültig waren. Interesse heucheln und überhaupt — das Ganze. Wozu das alles? Es war ja egal. Früh aufstehen — wozu? Wenn man immerfort schlafen könnte, schlafen und nichts wissen von alledem. Was erwartete sie denn noch im Leben? . . .

Da drang plötzlich ein gurgelnder Laut an ihr Ohr, dann war es ein röchelndes Stöhnen, aus dem sich der mühselige Seufzer: „Luft! Wasser!“ fast unhörbar löste. Unwillkürlich entrang sich ein ängstlicher Schrei ihrer Brust. Sie griff sich ans Herz, als wollte sie's zurückpressen, um sein lautes Sämmern zu hindern. Plötzlich kam ihr wieder der Gedanke, jetzt, jetzt! — O, dann war sie frei und konnte wieder leben, konnte atmen und arbeiten und daran Freude haben. Sie lief in die Küche und holte Wasser. Mit schriller Stimme schenkte sie das Mädchen aus seiner Sonntagsruhe. Rasch solle sie um den Doktor laufen, rief sie der mit schlaftrunkener Augen Glühenden zu.

Mit einem Sak war sie dann im Schlafzimmer, riß die Fenster auf und legte dem Stöhnenden ein nasses Tuch auf die Brust. Sie wusch ihm das Gesicht mit kaltem Wasser und gab ihm Essig zu riechen. Das alles tat sie willenlos, automatisch, wie man einem Menschen hilft, der plötzlich auf der Straße zusammengeknickt ist.

Als der Arzt kam, hatte Greifeneder sich schon erholt und stand vor dem Spiegel, sich die Krawatte knüpfend. Es sei nichts von Bedeutung, tröstete der Arzt die junge Frau, ein

nervöser Anfall, am Herzen wäre ja nichts zurückgeblieben. Lanerud folgte Mesi den Bewegungen seiner Lippen. Dann ging sie ins Schlafzimmer.

Dort deckte das Mädchen gerade den Tisch. Still, geräuschlos, wie sie es in diesem Hause gewohnt war. Sie tat verdrossen ihre Arbeit. Man lebte ja hier wie in einem Kloster. Nach dem Frühstück wollte sie fort und sich einen an-

und schlurste hinaus. Nach einer Weile kam Greifeneder, die Zigarre im Munde, zum Ausgehen gerüstet, mit trotzigem Ausdruck im geröteten Gesicht. Man sah ihm nichts von dem überstandenen Anfall an. Er ging an Mesi vorüber, als läße er sie nicht.

„Wohin?“ rief sie barock, als er schon die Türklinte in der Hand hatte. Eine unwillkürliche Lust, ihn zu ärgern, befiel sie. Er

hätte doch wenigstens für ihre Hilfeleistung danken können, dachte sie. Wochten sie auch sonst nicht miteinander sprechen, das wäre doch seine Pflicht gewesen. „Du weißt ja, daß der Vater und die Mutter kommen.“

„Was gehen denn mich Deine Eltern an? Bin froh, daß ich's net seh. Hab mit Dir schon g'nug. Wenigstens pumpen s' mich net an.“

„Du, das hast schon oft g'sagt. Hab ich Dir's denn g'schaft, daß D' mich heiraten sollst, was?“

„Das is einmal vorüber. Ich war halt ein blöder Sterk. Wenn ich's früher g'wußt hätt und der Holzmanntant g'folgt hätt“

Er lächelte herausfordernd boshaft. Mesi schnellte auf. „Du, ich werd Dir was sagen —“

„No, was denn? Halt mich net lang auf. Wird so nix G'scheites sein.“

„Glaubst? Ich mein, schon. -- Wir können ja auseinandgehen.“

Er blieb betroffen stehen. Denselben Gedanken hatte er kurz vorher, nach dem Anfall, gehabt.

Vielleicht hatte er gar nicht mehr lange zu leben, und er wollte noch sein Dasein genießen und sich nicht langsam zu Tode martern lassen. Man richtete sich ja zugrunde bei diesem Frauenzimmer. . . .



Revolutionäre in Tebris.

deren Platz suchten. Hier war es unheimlich. Wie Hund und Katz gingen die Herrschaften aneinander vorbei, maßen sich mit feindlichen Blicken und suchten sich in aller Stille bis aufs Blut zu quälen. Hatte der eine schwarz angeschafft, so sagte der andere gewiß weiß, und beide ließen dann ihre Wut am Mädchen aus. Es war nicht zum Aushalten!

Mesi sah ihr schweigend zu. Der Arzt kam aus dem Schlafzimmer und reichte ihr grüßend die Hand. Sie nickte stumm, als er sie wieder beruhigte. Das Mädchen hatte fertig gedeckt

Auch sie selbst war über ihren Mut erstaunt. Zum erstenmal hatte sie sich ihren geheimsten Herzenswunsch entschlipfen lassen. Sie erschrak, wie leicht ihr das über die Lippen gekommen war. Nun war es draußen, und sie war froh darüber. Jetzt hatte das Schicksal seinen Lauf.

„Du könnt'st recht haben,“ sagte er kurz und ging hinaus.

Ein Freundschafter durchzuckte sie. Also endlich! Sie tat einen tiefen Atemzug. Wie schön das Leben war! Draußen klärte sich die Luft, die Nebel zerteilten sich, und durch den grauen Schleier, der am Himmel hing, floß das milde Licht des Mondes hervor, wie ein verjöhnender Abschluß des trüben, häßlichen Tages. Nur der Not auf der Straße blieb noch als entstellender Bodenbelag zurück. Auch der trocknete, wenn der nächste erfrischende Wind über ihn wehte. . . . Es wollte noch ein schöner Abend werden. . . .

Die Eltern kamen. Der Vater selbstbewußt, mit erhobenem Haupt, in würdevoller, stolzer Haltung. Er fragte sofort nach Michel. Von dem hätte er gern gehört, wie ihm seine geistige Rede gefallen hatte. In allen Zeitungen hand sie abgedruckt. Die ganze Mollardgasse sprach davon. Frau Wendel trug den Abgang seiner Größe auf ihrem zufrieden lächelnden Gesicht.

„No, fort is er,“ sagte Meß auf seine Frage.

„Wohin?“

„Was weiß denn ich? Ich frag ihn net. Bin froh, je weniger ich mit ihm überhaupt z' reden hab.“

Frau Wendel sah sie scharf an. Sie wollte etwas sagen, doch das Mädchen brachte gerade den Kaffee. „Du,“ bemerkte die Mutter kopschüttelnd, als sie wieder allein waren, „mir g'fällt da was net. Mir scheint, ihr lebt's net, wie's sein soll.“

„Is schon möglich,“ erwiderte Meß trocken, „wir werden auch auseinandergehen, damit ihr's wißt.“

„Was?“ riefen beide zugleich. Die Mutter stellte die Tasse nieder, dem Vater fiel die brennende Zigarre aus dem Munde.

„Na, ja, so is 's!“

Wendel legte die wieder aufgehobene Zigarre unständlich auf den Teller, erhob sich langsam, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch, als wollte er eine Versammlungsrede halten, und sah seine Tochter mit einem durchbohrend strengen Blick an.

„Noch einmal wenn ich das Wort hör,“ donnerte er ihr zu, „was ich derwisch, fliegt Dir am Schädel, Du unmoralisches G'schöpf, Du!“ Sein Gesicht glühte, und die Stirnadern schwoilen zu derben Strängen an.

Meß wollte antworten. Kalt und fest sah sie ihm ins Gesicht. Sie war etwas blaß geworden, veränderte aber nicht ihre entschlossene Miene.

Er ließ sie gar nicht zu Worte kommen. „Salt's Maul!“ schrie er voll Wut, „hast net g'lesen, was ich gestern in der Versammlung g'sagt hab? „Die Reinheit und Un-an-tast-bar-keit des heiligen Sakraments der Ehe,“ — verstehst das, ha? — Bist Du eine Christin oder net, ha? — Hast Du dei Religion in der Schul g'lernt oder net, ha? — Rebt red, wenn Du kannst, Du! Was glaubst denn eigentlich, ich laß mir die Schand antun von mein eigenen Wut? Ich — zerreißen könnt ich i, das miserable Frauenzimmer!“ knurrte er in seiner Entrüstung.

„Da les, was ich gestern g'red't hab!“ Er warf ihr das Blatt hin. „Wird ganz gut sein, wenns D' einmal was G'scheit's in Dein dummen Schädel hineinfriegt.“

„No, 's is auch net alles wahr, was da drin steht!“ rief sie trozig. „Wenn's andere Leute glauben, ich glaub's net!“

„Du, jetzt spiel Dich aber net lang mit mir!“ brauste er auf. „Sonst kannst noch was erleben, Du kedes Ding, Du! So eine Moh-nasen will ältere Leute dreinreden, die was verstehen. Was ein anständiger Christenmensch is, der hat eine Moräl und eine Religion, verstanden, Du ausg'schamtes Ding, Du ordinäres!“

„Patter, jetzt hab ich aber g'nug!“ schrie sie. „Ich bin mein eigener Herr und brauch mich von Ihnen net schimpfen lassen, ich net! — Wöcht wissen!“

Wendel schwieg betroffen. Seine aufgeblähte Größe schrumpfte vor ihrer ruhigen Energie zusammen. Nun mischte sich die Mutter hinein.

„Du, Meß,“ sagte sie mißbilligend, „so eine Sünd und Schand, das überleb ich net! . . . Gott im Himmel, was läßt die Welt dazu sagen?“

„Die Welt! Daß ich net lach!“ rief Meß höhniß. „D' Frau Wondraschel, d' Frau Thomas und a paar Dienstmadeln aus der Mollardgassen. . . . Die Welt! . . . Hört's mir auf mit Eurem G'red!“

„No, und ich sag Dir's, dann bist Du nimmer mein Kind, ich enterb Dich!“ rief der Vater mit würdevollem Zorn.

„Und wer soll uns denn was geben,“ lamentierte die Mutter, „wenn wir von ihm nie mehr kriegen?“

„Arbeiten werden wir halt alle, ich und ihr. Da laun ich Euch net helfen.“

„Ich kann net arbeiten!“ knurrte Wendel. „Ich hab was G'scheiteres zu tun und Wichtigeres als Wagerl schleppen.“

„Sie werden sich halt daran gewöhnen müssen, lieber Vater.“

„Nessas, Marand Josef, die Schand!“ murmelte die Mutter, „betteln könn mer geben!“

„Atsdann, ich zieh meine Hand von ihr ab!“ erklärte Wendel kategorisch. . . .

Unterdessen schlenderte Greifeneder ziellos durch die Straßen. Er dachte gar nicht daran, daß ihn die Fremde im Kaffeehause zur Tarockpartie erwarteten. Dieser plötzliche Entschluß Meß's hatte ihn ganz verwirrt. Er hätte nicht geglaubt, daß seine geheimsten Wünsche sich so mit ihnen begegnen könnten, und hätte gar nie den Mut gehabt, mit ihnen offen hervorzutreten. Damals, vor einem halben Jahre, hatte er freilich noch selbst eine solche Idee für eine Ungeheuerlichkeit gehalten. Aber jetzt lagen die Dinge anders. Es ging nicht mehr so weiter. Mochte kommen, was da wollte. Er mußte heraus. Heraus aus diesem unerträglichen Zustand. Das war kein Leben. Er rieb sich auf im fortwährenden Kampf gegen die Bosheiten dieses heimtückischen Frauenzimmers, das täglich auf neue Mittel sann, wie sie ihn zu Tode quälen könnte. O, sie verstand das ganz gut, so mit ihrer unschuldigen Miene ihn bis aufs Blut zu peinigen!

Mochte es eine Schande und eine Sünde sein! Alles wollte er hinnehmen; nur leben, in Frieden leben und seine Ruhe haben!

Er sprach laut mit sich, gestikuliert erregt mit den Händen und lachte manchmal höhniß auf, dann machte er wieder ein zorniges Gesicht und schrie ein derbes Wort hinaus. Die wenigen Vorübergehenden sahen ihn verwundert nach. Gewiß ein Narr, dachten sie lächelnd. . . .

So stand er plötzlich vor dem Hause, in dem Holzmanns wohnten. Instinktiv hatte er diesen Weg eingeschlagen. Nun kam ihm der Gedanke, daß es gut wäre, mit dem Onkel und der Tante darüber zu sprechen, bevor er etwas tat. Es war ja doch ein großer, gewagter Schritt, der wohl überlegt werden mußte. Eine offene Kriegserklärung an Anstand und Sitte. . . . Ihm blieb wohl kein anderes Mittel übrig, aber — er wollte doch hören, was andere dazu sagten, die ruhiger darüber urteilten.

Onkel und Tante waren ja die einzigen, mit denen er sich beraten konnte. Seinen Eltern wollte er nichts mitteilen. Die alten Leute hätten sich zu Tode geärgert. Die ganze Zeit hatte er sie belogen und ihnen oft geschrieben, wie gut sie zusammenlebten, er und Meß, und daß die Eltern sich mit ihrer Breibeizung geirrt hätten. . . .

Wie recht hatten die lieben alten Leute gehabt! Ein Glück, daß sie seiner Einladung nie gefolgt und nicht nach Wien gekommen waren. Hatte er sie doch nur deshalb aufgefodert, weil er annahm, es würde den alten Leuten zu beschwerlich sein. . . . Das wäre für sie schwerlich gewesen, dieses Familienleben zu leben. Die Enttäuschung! Der ärgste Verbrecher hatte es ja im Kerker besser!

Er stand vor der Wohnungstüre und läutete. Niemand öffnete. . . . Waren sie bei dem schlechten Wetter ausgegangen? . . . Wenigstens die Tante pflegte doch an Wintersonntagen immer zu Hause zu bleiben. Vielleicht waren sie im letzten Zimmer und hörten nichts. Die Tante gab ja oft beiden Mädchen Musik an, wenn sie keine Gäste hatte.

Er läutete nochmals, er ließ den Knopf nicht vom Taster los. Nach einer Weile hörte er drin einen Sessel polternd umfallen, dann pendende Schritte, und nun kam jemand zur Türe. Zwei Augen sahen durchs Guckloch. Die Tante öffnete. „A, Sie sind's, Michel? Was wüßten S' denn?“ fragte sie mit etwas harter Stimme. Ihr Gesicht war stark gerötet.

„No, ich möcht halt 'n Onkel sprechen,“ sagte er und trat ins Vorzimmer. Ihr verstörtes Wesen fiel ihm gar nicht auf.

„Er ist net z' Haus, der Onkel,“ sagte sie, „wie ich erschrocken bin! — Ich — a wenn ich g'schlafen hab ich.“ Sie gähnte. Durch die Glasüre sah Greifeneder, wie sich ein Schwarm im Zimmer bewegte. Ein Hut und ein Mantel red hingen am Kleiderbaken.

„Aber da is ja der Onkel,“ sagte Meß und ging auf die Zimmertür zu.

„Wichtig, jetzt hält ich bald vergessen!“ Das is net der Onkel. Der Herr von Stolb is das. — Denken S' Ihnen nur, grad hab ich mich niederlegen wollen, kommt mir der Dadian daher und geht net weg.“

Greifeneder sah sie befremdet an. „Ihnen haben doch g'schlafen, Tante, net?“

„Schlafen wollen, net g'schlafen. Wie kann ich denn schlafen, wenn er da is? — No also, was fragen S' denn so dumm? — Natürlich, er geht weg, der Onkel, und ich muß dasitzen und mich fadäzieren lassen,“ rief sie in ärgerlicher Stimmung. „Aber sagen S' mir dem Onkel,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „daß der Kolb da war, 's wär ihm net gut, daß ich 'n Kolb in die Wohnung gelassen hab, wenn ich allein bin — aber was kann ich tun, wenn er kommt? Ich kann doch den Herr von Kolb net wegschicken, net wahr? . . . Na also!“

Sie sprach sehr lebhaft und ereiferte sich dabei. Greifeneder beachtete es nicht und war gewohnheitsmäßig ins Zimmer, ohne zu wissen, was er dort wollte. Frau Holzmann sah ihm zu. Drin stand Kolb vor dem Spiegel und glättete mit den Händen sein Haar.

„Das is g'scheit, daß S' herkommen und Michel,“ sagte Frau Holzmann lächelnd. „wenigstens wird sich der Herr von Kolb nimmer langweilen brauchen — ich hab's Ihnen berg'sagt, lieber Herr von Stolb, daß mein Mann net zu Haus is. Ihre Schuld, wenn S' Ihnen g'mopft haben.“

Greifeneder war nicht in der Stimmung, Beobachtungen zu machen und den unwillkürlich ärgerlichen Blick zu bemerken, den Kolb ihm zuwarf. Er konnte es gar nicht erwarten, sich darüber, was ihn bewegte, auszusprechen. Berlegen sah er die beiden an und schwieg.

(Fortsetzung folgt)

## Das neue Persien.

Von Heinrich Cunow.

(Schluß)

Wie meist in halbbarbarischen Staaten, ist auch in Persien der Herrscher nur dem Namen nach Regent. Die eigentliche Regierung führt die hohe Beamtenschaft, die den Schah so viel von den Vorgängen in seinem Lande wissen läßt, als ihr gutdünkt, und den „König aller Könige“ durch Schmeicheleien und Intrigen, oft vermittelt seiner Favoritinnen, dahin dirigiert, wohin sie ihn haben will. Außerdem leben auch die Bevölkerungen der einzelnen Provinzen unter so verschiedenen Lebensbedingungen und der Verkehr unter ihnen ist, da Eisenbahnen und gute Landstraßen fehlen, so spärlich, daß tatsächlich jede Provinz für sich einen besonderen Staat bildet, der eigentlich mit dem ganzen Reich nur insofern zusammenhängt, als er an den Hof hohe Steuern abliefern und dafür von diesem seine höheren Beamten, vornehmlich einen Gouverneur, empfängt. Dem Schah und seinem Ministerium, dem aus dem Großvezier, sieben Ressortministern und dem Ober-Munkir (Kronenrat) bestehenden „Madjlis“ (Ministerat), ist auch durchaus nichts daran gelegen, ihre Macht in Dingen geltend zu machen, die ihnen nur Arbeit machen und nichts einbringen. Sie betrachten ihre Stellung lediglich als Mittel, sich zu bereichern und angenehm leben zu können. So lange deshalb die Provinzen sich ruhig verhalten, aus ihnen regelmäßig die festgesetzten hohen Zölle und Steuern eingehen und keine gewalttätige Auflehnung gegen die Regierungsbefehle erfolgt, überlassen sie dem Provinzgouverneur und dessen Verwaltungsbeamten nach Gutdünken zu verhalten. Meist sind auch die Herren in Teheran, da die Ministerstellen vom Schah ganz nach Laune und Gunst besetzt werden und jede Favoritin ihre Verwandten in die besten Stellen zu bringen sucht, völlig unbekannt mit den Verhältnissen der einzelnen Provinzen. So regiert denn der Provinzialgouverneur, oft ein entfernter Verwandter des Schahs, ganz nach seinem Belieben und zwar so, daß er nicht nur möglichst große Summen nach Teheran zu schicken vermag, sondern, daß er auch, wenn er plötzlich durch eine Laune des Schahs oder seiner Vertrauten abberufen wird, glänzend leben kann.

Auf das Betrüben ist der Gouverneur direkt angewiesen. Sein Gehalt — und ebenso das aller seiner Unterbeamten — ist so gering, daß keiner davon seinem Stande entsprechend zu leben vermag. Zudem erlangt jemand nur dann einen Gouverneur- oder einen anderen höheren Verwaltungsposten, wenn er sich durch kostbare Geschenke und allerlei Aufmerksamkeit die Gunst des Schahs erwirbt und durch ansehnliche Summen die Zustimmung der Vertrauten des Schahs oder der diesen leitenden Weiber erkaufte. Und mit der einmaligen Bestechung fühlen sich die Günstlinge des Schahs in Teheran nicht abgefunden: will der Gouverneur nicht plötzlich ohne irgendwelche Begründung von seinem Posten abberufen werden, so muß er jährlich seine Geschenke wiederholen. Und wie ihm geht es den unteren Beamten bis herab zum Ausläufer. Alle müssen sich ihr Amt von den Vorgesetzten, die sie anzustellen oder bei ihrer Anstellung mitzusprechen haben, erkaufen und jährlich dafür, daß sie nicht entlassen werden, an die betreffenden Personen ihre „Geschenke“ geben. Natürlich ist es unter solchen Umständen für jeden Beamten eine Notwendigkeit, daß er aus seinem Amt ein gutes Auskommen, eine einstündige Reserverevenue für den Fall seiner plötzlichen Abberufung und den Ersatz für alle von ihm ausgelegten Bestechungsgelder herauswirtschaftet.

Besonders suchen die Beamten bei den Steuern ein „Medakhil“ herauszuholen. Hat eine Provinz 8 Millionen hieran jährlich zu zahlen, so werden mindestens 15–20 Millionen herausgepreßt, denn vom kleinsten Dorfschulzen bis zum Gouverneur und Mujer el memalek (Finanzminister) bleiben überall ansehnliche „Nebenverdienste“ hängen. Und wie immer sind es nicht die mit der höheren Beamtenchaft befreundeten großen Grundbesitzer und Kaufleute, die am meisten gepreßt werden, sondern die Bauern und Handwerker. Freiherr Carl v. Tenenstein, der zur Durchführung von Reformen in den Jahren 1881/82 den Posten eines Gouverneurs von Zaweh übernommen hatte, sagte darüber in seinem Bericht:

„Der Gouverneur einer Provinz ist höchste Instanz in allen Angelegenheiten und hat nur die ihm vorgeschriebene Steuer- und Pachtsumme zu entrichten; im übrigen kümmert sich niemand um sein Gebaren. Die Pachtsummen für die einzelnen Provinzen werden Bishkib (Geschenk) genannt, sind meistens bestimmt und werden nur zeitweilig auf dem Vizitationswege überholt. Dieses System geht vom Schah selbst aus und pflanzt sich fort bis zu den Subgouverneuren und Distriktsvorständen, gleich dem System der Armeeverwaltung, wo sich der General, der sich sein Regiment erkaufte, für sein so ausgelegtes Kapital an den Stabs-offizieren, diese an den Hauptleuten und die letzteren endlich an der Mannschaft schadlos halten, indem sie ihre Leute entweder für Geld beurlauben oder gegen Prozente im Bazar arbeiten, statt Dienste machen lassen.“

„In Persien bestehen keine bestimmten Gehaltsnormen für Beamte, und es genießt auch der Gouverneur aus den Einkünften der Provinz gewöhnlich nur ganz unbedeutende Bezüge, die kaum genügen würden, seine Pferde zu erhalten. Desto reichlicher fließen ihm andere Einnahmequellen, die ihm die Pachtsumme (die wird meist ratenweise und anticipando gezahlt) vielfach wieder ersetzen. Mein Vorgänger im Amt hatte beispielsweise 25 000 Frank als Bishkib gezahlt, und man sagte ihm nach, daß er 80 000 Frank als Reingewinn erübrigte habe. Diese Nebeneinnahmen eines Gouverneurs setzen sich aus verschiedenen Posten zusammen und rekrutieren aus seiner doppelten Eigenschaft als oberste Finanz- und Justizbehörde.“

Beschwerden der Bauern über diese Beamtenwirtschaft sind zwecklos, denn, wie gesagt, haben alle Anklagen an der Korruption teil. Die Beschwerdeführer erreichen höchstens, daß ihnen wegen falscher Anschuldigung die Bastonade zudiktirt wird.

Und wie im Verwaltungsdienst wird auch in anderen Dienstzweigen betrogen und unterzogen, im Militär- wie im Post- und Zolldienst. Der General führt mehr Offiziere auf, als er in seiner Truppenabteilung hat, kauft minderwertige Ausrüstungsgegenstände und berechnet sie zu den höchsten Preisen. Der niedere Offizier preßt aus seinen Untergebenen Geschenke heraus, beurlaubt sie auf lange Zeit gegen Geld und behält obendrein den Sold. Der Zollbeamte steckt mit den Kaufleuten unter einer Decke und verzollt gegen Bestechungsgelder ihre Waren unter dem Tarif.

Am schwersten leidet unter dieser Verwaltungspraxis der persische Bauer. Rücksichtslos wird ihm, mag das Erntejahr gut oder schlecht sein, die Steuer nebst allen „Nebenverdiensten“ der Beamten abgezwickelt. Ob der Bauer verhungert, ob er keine Aussaat behält, ist gleichgültig. In jedem Fall muß er zahlen, denn liefert der Distrikt oder die Provinz nicht die festgesetzte Steuer mit allen Aufschlägen, dann werden die betreffenden Beamten abberufen und das Militär rückt ein, um zwangsweise die Steuer einzutreiben, das heißt zu nehmen, was es findet.

Ebensonenig wie auf die wirtschaftliche Lage der einzelnen Provinzen und Distrikte wird auf die Ab- und Zunahme der Bevölkerung Rücksicht genommen. Ist vor zehn oder zwanzig Jahren bestimmt, daß ein Distrikt eine gewisse Steuer zu entrichten hat, z. B. eine Grundsteuer von 5000 Steran, so muß er diese Summe weiter bezahlen, ganz gleich, ob inzwischen infolge mehrjähriger Missernten und Hungersnöte ein großer Teil der Bevölkerung ausgestorben oder ausgewandert ist. Wägen auch ganze Distrikte von ihren früheren Bewohnern verlassen sein und dort, wo einst Weizen und Gerste im Sonnenbrand wogten, der Wind gelbe Sanddünen aufgeschichtet haben, in der Steuerliste steht nun einmal, daß der Distrikt so und soviel zu zahlen hat, und diese Summe muß, unbedingt herausgepreßt werden.

Aber dieser Steuerdruck ist es nicht allein, der den persischen Bauer zur Verzweiflung treibt. Die Gesandtschaften und die Truppen müssen auf ihren Reisen und Märchen von den Distrikten und Ortlichkeiten unterhalten werden, wo sie gerade weilen. Wenn z. B. ein Truppenregiment nach fernem Gegenden zieht, um dort einen Aufstand niederzuschlagen, dann haben die Gebiete, durch die der Zug geht, die Kosten der Verpflegung zu tragen. Die Gemeindevorsteher und Distriktsverwalter müssen ohne Widerpruch die vom Regimentskommandeur verlangten Lebensmittel herbeischaffen und zwar unentgeltlich. Geschieht es nicht, dann läßt der hohe Herr requirieren, und dabei jahren die Einwohner noch viel schlechter. So sieht sich denn der Bauer gezwungen, oft ohne Entschädigung seine letzten Vorräte herzugeben, nur damit das durchziehende Militär nicht bei ihm requiriert.

Die Summe, die alljährlich allein an solchen Staatssteuern aus der armen Bevölkerung Persiens herausgepreßt wird, dürfte sich auf ungefähr 120 Millionen Steran belaufen, wovon freilich noch nicht die Hälfte in den Reichsschatz gelangt. Das andere bleibt unterwegs hängen. Da Persien nur ungefähr 8½ Millionen Einwohner hat, und unter diesen, wenn man die keine Steuern zahlenden Nomaden sowie die Frauen und Kinder abzieht, höchstens 1½ Millionen erwerbstätige und steuerzahlende Personen vorhanden sind, so kommt im Durchschnitt auf den Steuerzahler ein Betrag — allein an Staatsabgaben — von 80 Steran. Für unsere Verhältnisse vielleicht nicht viel, wohl aber für die armen Tadichis, denn gemessen an dem Preis der notwendigen Lebensmittel, hat ein Steran im Innern Persiens fast soviel Wert als bei uns ein Zweimarkstück.

Als Gegenwert für diese enorme Steuerleistung erhält der Tadichif so gut wie nichts. Persien ist bekanntlich ein wasserarmes Hochland. Terrassenförmig hebt es sich vom kaspiischen Meere, vom Persischen Golf und von Mesopotamien bis zu einer mittleren Plateauhöhe von 1400 bis 1600 Meter empor, von mächtigen Gebirgsketten, aber nur spärlichen Wasserläufen durchzogen. Glühend heiß brennt in den südlichen und westlichen Gegenden die Sonne vom Mai bis Oktober auf die Erde herab — die durchschnittliche Minimaltemperatur beträgt für diese ganze Zeit 25–30 Grad Celsius — und vergebens schaut der Bauer Woche um Woche nach Regen aus, bleibt doch in diesen Teilen Persiens oft monatelang der Regen aus. Unter diesen eigenartigen Temperaturverhältnissen ist die Bewässerung der Felder die erste Bedingung für die Erzielung einer guten Ernte.

Einst haben, wie die verfallenen Ueberreste früherer Bewässerungsanlagen beweisen, großartige Wasserzuführungssysteme im südwestlichen Persien die ausgedehnten Ländereien befruchtet. Heute sind die meisten dieser alten Anlagen verfallen; denn seit Jahrhunderten haben sich die Herrscher Persiens nicht mehr darum gekümmert. Es blieb den einzelnen Gemeinden und Distrikten

überlassen, sich selbst zu helfen; und der arme ausgebeutete Bauer hatte weder die Kraft noch die Mittel, die Bewässerung durchzuführen. Wo keine Flüsse vorhanden sind, haben sich die Bauern meist darauf beschränkt, an höheren Stellen der Talsohle, besonders am Fuße der Abhänge, Brunnen oder primitive Wassergruben anzulegen und das sich hierin sammelnde Wasser durch teils unterirdische, teils offene Gruben und Furchen den tiefer gelegenen Aedern zuzuführen; während die in den flachen Gegenden, speziell in den südwestlichen Küstengebieten wohnenden Bauern sich meist zur Bewässerung ihrer Felder der durch Ochsen und Esel getriebenen Ziehbrunnen bedienen. In trockenen Jahren reichen jedoch alle diese Hilfsmittel nicht aus, und so wird denn bald die eine, bald die andere Provinz von furchtbaren Hungersnöten heimgesucht, die große Teile der Bevölkerung hinwegraffen. Die Regierung in Teheran geniert das nicht. Sie betrachtet nur als ihre Aufgabe, Steuern einzuziehen und Unruhen niederzuschlagen. Die geeigneten Mittel gegen die in seiner Provinz herrschende entsetzliche Not einzugreifen, überläßt sie in wohlweiser Zurückhaltung den Gouverneuren, und diese wieder überlassen das den Distriktsverwaltern und Gemeindevorstehern, den armen Dorfschulzen. Und doch wäre die Abhilfe oft gar nicht so schwierig; denn nicht selten hat die eine Provinz Ueberfluß an Getreide, während in einer anderen die Hungersnot wütet; doch der Transport des Getreides nach den notleidenden Distrikten würde, da Eisenbahnen und gute Landstraßen fehlen, nur auf Umwegen durch Karawanenzüge über die Pässe der Gebirgszüge hinweg geschehen können, und das erfordert die Aufwendung beträchtlicher Mittel. So überläßt man ruhig die von der Hungersnot gequälten Gegenden sich selbst. Allah hat's gewollt! — Mit den Mitteln der heutigen Technik ließe sich in vielen Gegenden Süd- und Westpersiens ziemlich leicht eine geradezu großartige Bewässerung durchzuführen, denn nach dem geologischen Bau vieler Gebirgsfächer ist es ziemlich sicher, daß man bei der Erbohrung arte-

sischer Brunnen bald auf starke Wasseradern stoßen würde, ferner ließen sich in manchen der engen Täler große Talsperren herstellen, die die ganze weite Umgegend mit dem nötigen Wasser versorgen könnten. Einige kleinere Talsperren sind bereits vorhanden, z. B. in der Schlucht von Kohrud bei Saweh, Akhmed ujm. Aber keine ist von der jetzt Persien beherrschenden Dynastie erbaut; fast alle hat Schah Abbas errichten lassen. Schon vor 43 Jahren hat Dr. Polak darauf hingewiesen, daß durch eine solche Sperre am Engpaß von Beskalah die ganze Ebene von Teheran sich fruchtbar machen ließe.

Auch für die Erhaltung der großen Verkehrsstraßen, für Flußregulierungen, für den Eisenbahnbau geschieht nichts. Die großen Karawanen- und Fahrstraßen werden notdürftig erhalten. Damit ist die Fürsorge für den Handelsverkehr erschöpft. Das Eisenbahnwesen steht auf der niedrigsten Stufe. Nur eine einzige Schmalspurbahn von nicht ganz zwei Meilen Länge ist vorhanden, von Teheran nach Schah

Abd ul Assim, einem bei Teheran gelegenen Wallfahrtsort. Sonst hat das ganze Persien, das eine dreimal größere Fläche als das Deutsche Reich umfaßt, nicht eine einzige Bahn — nicht deshalb, weil sich keine profitlusternen Unternehmer zur Erbauung von Bahnen gefunden haben, sondern weil man in Teheran den Nutzen solcher Bahnen nicht einsehen wollte und eine Ueberflutung des Landes mit Russen und Engländern befürchtete. Daß die persische Regierung einen im Jahre 1872 mit dem bekannten Baron Reuter in London abgeschlossenen Vertrag aufgehoben hat, kann man ihr nicht verdenken, denn dieser Vertrag gewährte dem Londoner Finanzier geradezu verriekte Privilegien; aber seitdem sind der persischen Regierung sowohl von englischen wie von französischen Unternehmern Eisenbahnpläne vorgelegt worden, die für sie annehmbar waren.

Dieselbe orientalische Willkür und Nachlässigkeit herrscht im Zoll- und Postdienst. Durch ein Gesetz vom 13. April 1901 sind zwar die

dieser wieder an seine Postmeister und Unterpstmeister. Natürlich ist jedem das Interesse des Staates höchst gleichgültig; ihn treibt nur das eine Verlangen, möglichst viel aus seiner Pachtung herauszuschinden. Die Folge ist, daß die Posthäuser, die in Abständen von 4¼ Meilen an den Hauptverkehrsstraßen liegen, verfallen; denn der Posthalter hat kein Interesse daran, auf seine eigenen Kosten seinem Amtsnachfolger eine gut erhaltene Station zu überliefern. Er ist auch der Posthalter nicht anwesend, da er nach allerlei Nebenbeschäftigungen hat, oder er benutz die Post-Reitpferde für sich und gibt sie nur her, wenn der amtlichen Streckentare vom Reisenden ein nicht zu kleines Geldgeschenk hinzugebracht wird.

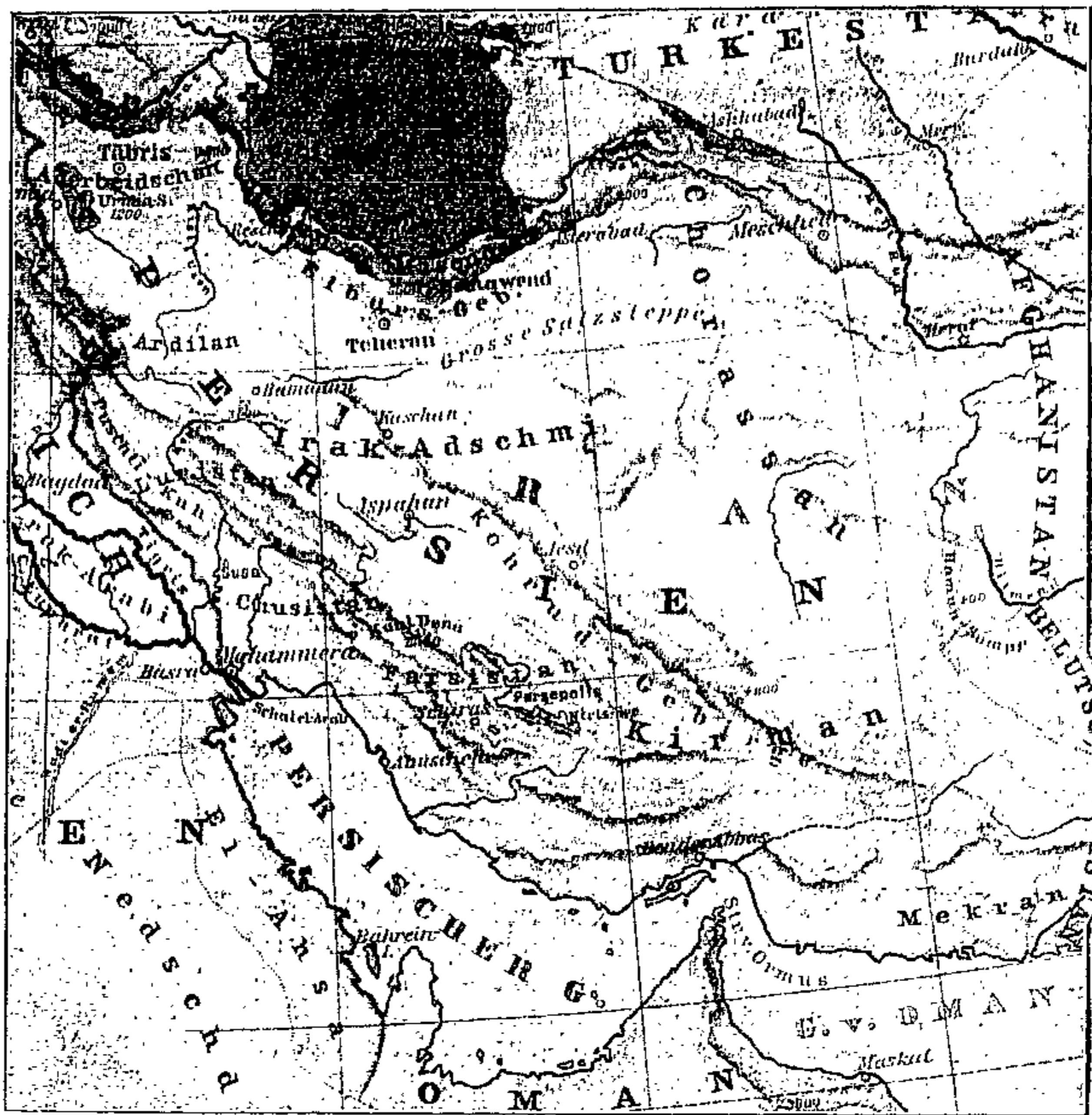
Briefpostämter gibt es nur in den größten Städten — im ganzen Lande vielleicht 100 — und diese haben keineswegs ihre regelmäßigen Amtsstunden. Obgleich die meisten Ämter nur wenige Tage in der Woche und an diesen nur 5 oder 6 Stunden geöffnet sind, kommen doch nicht selten die Leiter einer solchen Verkehrsanstalt zu der Ueberzeugung, daß sich in Betracht der Hitze oder der schlechten Zeiten das Aufmachen ihres Bureaus gar nicht lohnt; sie schließen also einfach die Türe einige Tage und ruhen sich von ihren Strapazen aus oder hungern im Bazar mit. Der persische Post wertvolle Pakete oder Geldsendungen anzuvertrauen, zeugt von einer höchst gefährlichen Sorglosigkeit; denn häufig gelangen derartige Sendungen niemals an den Adressaten, da gewöhnlich sich einer der Beamten unterwegs entdedt, daß er das Geld oder die im Paket enthaltenen Gegenstände nötiger hat als der, für den sie bestimmt sind. Die europäischen Handelshäuser in den Verkehrszentren übergeben denn auch nur höchst selten wichtige Briefe und Geldsendungen der Post. Sie lassen sie durch die Karavane der Gesandtschaften und Konsulate mitnehmen.

Dieser Verkehrseinrichtungen entspricht der Zustand des Innen- und Außenhandels. Persien ist ein fruchtbares Land, und wenn die Bewässerungsanlagen erweitert und Eisenbahnen oder wenigstens gute, die ackerba-

Diesem Verkehrseinrichtungen entspricht der Zustand des Innen- und Außenhandels. Persien ist ein fruchtbares Land, und wenn die Bewässerungsanlagen erweitert und Eisenbahnen oder wenigstens gute, die ackerba-

treibenden Provinzen mit den Hafenstädten verbindende Fahrstraßen hergestellt würden, könnte die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte beträchtlich gesteigert werden. Das Land bringt Weizen, Gerste, Reis, Wein, Tabak, Gummi, Opium, Zuckerrohr, Melonen, Obst (besonders Datteln, Aprikosen, Pfirsiche, Feigen, Granäpfel), Baumwolle, Farbstoffe und Sölzer hervor, durchweg in vortrefflicher Qualität. Seine Viehzucht liefert Schafwolle, Häute, Pferde und Manteltiere für den Export. Dennoch betrug die Gesamtausfuhr Persiens im Rechnungsjahre 1904/05 nur 218 und im Jahre 1905 293 Millionen Keran (1 Keran gilt nach heutigem Silberwert ungefähr 55 Pfennig), während die Einfuhr (hauptsächlich Woll- und Baumwollwaren, Glas, Waffen und Stahlwaren, Zucker, Petroleum, Kaffee und Tee) sich für das Jahr 1904/05 auf 350 Millionen Keran und für 1905 auf 386 Millionen Keran stellte.

Und an dieser Ausfuhr haben die Bodenprodukte nur ungefähr den dritten Anteil; denn meist vermögen die Hafenstädte nur solche land-



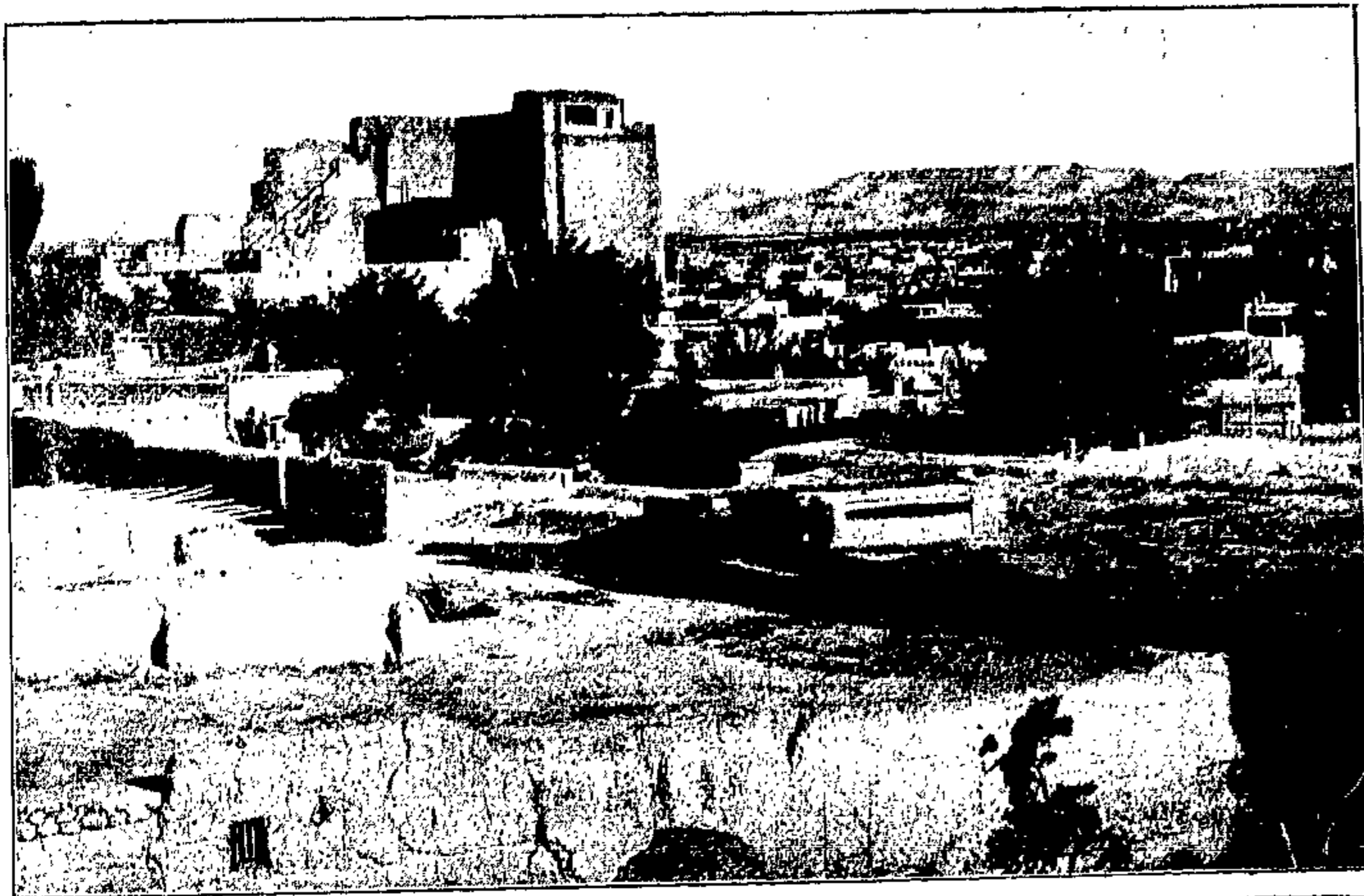
Persien.

Binnenzölle, die übrigens auch schon vorher für die von Ausländern eingeführten Waren fremder Herkunft nicht mehr galten, abgeschafft worden, doch die Zollplackereien, willkürlichen Tarifierungen und Hinausschiebungen der Abfertigungen sind geblieben. Nach wie vor werden die Einkünfte der großen Zollämter in den Hafen- und Grenzbezirken verpachtet, und die Pächter, oft die eigenen Gouverneure der Provinzen oder andere hohe Beamte, suchen aus den Zollämtern soviel herauszuholen wie irgend möglich. Obgleich einheitliche Tarife bestehen, wenden doch die Zollbeamten die Zollsätze ganz nach ihrem Belieben an und schieben, wenn nicht der Importeur für das nötige „Medakbil“ sorgt, die Abfertigung der Waren endlos hinaus, während umgekehrt derjenige, der die Versteckungsmethode kennt, seine Waren unter der rechtmäßigen Taxe ins Land bringt.

Nicht anders steht's mit dem Postdienst. Die Post ist vor sieben Jahren verstaatlicht; aber der Staat betreibt sie nicht direkt; er verpachtet sie vielmehr an den Postminister, und

wirtschaftlichen Erzeugnisse auszuführen, die in ihrem weiteren Umkreis hergestellt werden, da der Transport aus dem Innern des Landes zu viel kostet. So stellt sich z. B. auf den Märkten der Provinz Kerman in mittleren Erntejahren guter Weizen nur auf 70-75 Mk. pro Tonne (20 Zentner); wenn er aber auf Kamelen und Maultieren nach Buschehr und Benderabbas transportiert wird, kostet er dort mehr als das Doppelte — und das ist meist für den Export zuviel.

Am schwersten lasten diese wirtschaftlichen Zustände auf dem persischen Bauer, der, von der Regierung durch hohe Abgaben ausgebeutet, schlecht genährt und ohne Mittel, ein elendes Leben führt und sich infolge der häufigen Missernten alle paar Jahre von der Hungersnot bedroht sieht. Aber auch der Handwerker in den Städten steht sich nicht viel besser. Die einst so berühmte persische Seidenweberei und Seidenstickerei hat ihre Bedeutung völlig verloren; nur noch in Keds, Maschan, Spahan und Meshk werden Seidenstoffe und Seidenstickereien für den Export fabriziert. Ebenso hat auch die Fabrikation seiner Waffen und Bronzeartikel, durch die sich früher besonders Spahan auszeichnete,



Besonders als 1891 die Regierung, um neue Geldmittel aus der Bevölkerung herauszupressen, das Tabakmonopol einzuführen suchte, erhob sich eine derartige Empörung im Lande, daß der Schah seine Verordnung zurücknehmen und auf das Monopol verzichten mußte. Doch entging er deshalb nicht dem Haß der gegen ihn aufgebrachtten Volksmenge. Am 1. Mai 1896 wurde er von einem Anhänger der babitischen Sekte bei Teheran niedergeschossen, und sein Sohn Muzaffer-ed din bestieg den Thron, ein würdiger Nachfolger seines Vaters. Durch den Einfluß der fremden Gesandten an seinem Hof hat er sich zwar, um die Aus- und Einfuhr zu erleichtern, dazu bewegen lassen, die Zinnen- und Wegezölle abzuschaffen und anzunehmen, daß die Einfuhrzölle überall nach dem gleichen Tarif erhoben würden; aber diese Maßnahmen energisch durchzuführen, besaß er nicht die nötige Energie. Nach wie vor herrscht im Hofdienst reine Willkür. Derartige „Reformen“ mochten dem Großhandel, besonders den englischen Importeuren nützen, der Bauernschaft boten sie nichts. Der

unter der Konkurrenz der aus Europa eingeführten Waffen und Stahlwaren sehr gelitten. Einen gewissen Aufschwung hat nur die ebenfalls hausindustriell betriebene Teppichweberei genommen, da die europäische Nachfrage nach diesem Artikel sehr gestiegen ist. Doch zugleich mit der Zunahme der Quantität ist die Qualität stetig gefallen, da die Agenten der europäischen Exporthäuser nach Kräften auf den Preis drücken; finden diese doch in Europa, da persische Teppiche gewissermaßen zu Modeartikeln geworden sind, selbst für den größten Schund zahlungsfähige Liebhaber. Verschlechtert wird diese Lage des Handwerkers noch durch seine Mittellosigkeit und die Höhe des Zinsfußes. Selbst wohlhabende Großhändler erhalten kein Geld geliehen unter 2 oder 2½ Prozent pro Monat, Handwerker müssen dagegen, wenn sie nicht ganz besonders gute Bürgschaften zu bieten vermögen, 4 und 5 Prozent zahlen. Ein Handwerker, der sich auf Geldborgen eingelassen hat, steht deshalb meist in kürzester Zeit vor dem Ruin. In Anbetracht dieses Elends der unteren Volksschichten ist es nur allzu begreiflich, daß trotz des Fatalismus der Bevölkerung schon in den letzten Jahrzehnten der Herrschaft des unmöglichen Nasr-ed-din bald da, bald dort Unruhen ausbrachen, die von der Regierung mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten.



1. Revolutionäre von Urmia. 2. Ansicht von Tebriz. 3. Volksversammlung in Urmia.

Steuerdruck wurde vielmehr noch verstärkt, da die Einnahmen immer weniger zur Befriedigung der Ansprüche des Hofes und seiner Günstlinge, zur Auszahlung der zahlreichen Anpanagen, Pensionen und für die Kosten der lächerlichen Soldatenspielererei ausreichten. Obwohl die Gouverneure aus ihren Provinzen herauszupressen suchten, was sie konnten, stiegen die finanziellen Schwierigkeiten derartig, daß sich die Regierung gezwungen fand, im Jahre 1900 mit der russischen Darlehnsbank eine fünfprozentige Anleihe im Betrage von 22½ Millionen Rubel abzuschließen.

Diesem Elend, das durch verschiedene Mißernten in den einzelnen Provinzen noch gesteigert wurde, vermochte selbst der Fatalismus der persischen Bauern nicht standzuhalten. Bald hier, bald dort brachen Unruhen aus. Die geplagten Bauern versammelten sich in den Gebirgsgegenden, hielten Beratungen ab und zogen dann gegen die benachbarten Städte, um diese zu plündern. Aber die verschiedenen Ausbrüche hatten keinen Zusammenhang; sie waren nicht Glieder einer allgemeinen, wohlorganisierten Verschwörung, sondern lokale Elendsrevolten. Jeder kleine Bauernhaufen handelte für sich. So vermochte trotz der Unzuverlässigkeit und Disziplinlosigkeit des persischen regulären Militärs die Regierung die Unruhen immer wieder niederzuschlagen.

Doch die Bauernschaft war es nicht allein, die mit dem Regiment des Muzaffer ed-din nicht einverstanden war. Auch in der hohen Kaufmannschaft gärte es. Seit etwa drei Jahrzehnten ist es Sitte geworden, daß die persischen Großkaufleute, besonders soweit sie mit englischen, französischen und indischen Handlungshäusern in Verbindung stehen, ihre Söhne zur Ausbildung in europäische Handelsschulen und Handelshäuser schicken, oft sogar in Paris oder in England studieren lassen. Alle diese ins Ausland geschickten Perser kehren als sogenannte „liberale Reformer“ zurück, die die autokratischen Regierungszustände ihres Landes verachten gelernt haben, und sobald sie wieder die alten Beziehungen in Persien angeknüpft haben, gegen die verrottete Wirtschaft des Schahs und seiner Günstlinge aufzutreten. Sie haben überall in den größeren Städten Persiens kleine liberal-revolutionäre Vereine gegründet, die meist den Sturz der jetzigen Dynastie und die Errichtung eines parlamentarischen Regimes nach englischem Vorbild erstreben, wobei sie auf die Unterstützung Englands rechnen.

Selbst ein Teil der schiitischen Geistlichkeit steht seit mehreren Jahren in der Opposition gegen das Regiment des Schahs. Erstens, weil sowohl Nasr-ed-din als Muzaffer ed-din den sunnitischen Nomadenstämmen allerlei Vorrechte eingeräumt, und zweitens, weil die schiitische Geistlichkeit allen Einfluß auf die Regierung verloren hat und sich durch die Verelendung der niederen Volksschichten immer mehr in ihren Einkünften beschnitten findet.

Der Widerstand aller dieser Elemente steigerte sich, als Rußland, auf dessen Hilfe sich Muzaffer ed-din bis dahin gestützt hatte, auf den mandschurischen Schlachtfeldern eine Schlacht nach der anderen verlor. Das Prestige Rußlands ging verloren, Englands Ansehen stieg, und die meist mit England sympathisierenden Liberalen begannen eine ausgedehnte Agitation gegen den „Agenten Rußlands“ auf dem persischen Thron. In verschiedenen Gegenden brachen erneut lokale Rebellionen aus, und im Juli 1906 entschlossen sich die besitzenden Klassen Teherans zu einer Art Geschäftstreik. Nachdem der größte Teil der schiitischen Geistlichkeit die Vornahme weiterer kirchlicher Handlungen abgelehnt und Teheran verlassen hatte, wurden die Bazare, Geschäftshäuser und kaufmännischen Büros geschlossen. Zugleich fanden große öffentliche Demonstrationen statt, besonders in dem als neutrales Gebiet geltenden Park der

englischen Gesandtschaft. Von der englischen Diplomatie bearbeitet, sah sich der erkrankte Muzaffer ed-din genötigt, den Persern anfangs August 1906 eine Verfassung und die Einberufung eines Nationalrats zu versprechen, der aus den Prinzen des königlichen Hauses und den Häuptern des Stadsharenstammes (des türkischen Nomadenstammes, aus dem die jetzige Dynastie abstammt) sowie aus Vertretern der Geistlichkeit, des grundherrlichen Adels, der Kaufleute und Gewerbetreibenden — den Bauer verfaß man — bestehen sollte.

Tatsächlich wurde auch ein solcher Nationalrat, dessen Mitgliederzahl auf 156 festgesetzt wurde, einberufen, aber die vom Schah erlassenen Ernennungs- und Wahlbestimmungen fielen derartig aus, daß nicht nur die ärmeren Volksschichten sich von einer Vertretung ihrer Interessen vollständig ausgeschlossen fanden, sondern auch den besitzenden Liberalen die Aussicht auf eine Durchsetzung ernstlicher Reformen versperrt wurde.

Diese Täuschung ihrer Erwartungen stachelte die Liberalen zu heftigster Agitation auf. Wieder brachen in verschiedenen Gegenden revolutionäre Putzche aus, und Muzaffer ed-din, schwer erkrankt, sah sich gezwungen, einen neuen Firman zu erlassen, in dem eine Erweiterung der Verfassung und die Einberufung eines neuen Parlaments versprochen wurde, dessen Zustimmung künftig zu allen Gesetzen, allen Regierungsausgaben sowie allen Eisenbahn- und Bergwerkskonzessionen erforderlich sein sollte.

Der Erlass war die letzte wichtige Regierungshandlung Muzaffer ed-dins. Am 8. Januar 1907 starb er, und den Thron bestieg Mohammed Ali, bekannt als despotisch-lamenhafter Gegner abendländischen Wesens. Kaum zur Herrschaft gelangt, geriet er denn auch sofort mit dem zusammgetretenen Parlament in Konflikt, sah sich aber, da es in verschiedenen Städten zu Straßenkämpfen mit den revolutionär-liberalen Elementen kam und in Tebriz sich sogar am 10. Februar die Aufständischen des Arsenal besetzten, zum Nachgeben gezwungen.

Sein Ziel, die frühere autokratische Herrschaft wiederherzustellen, verlor er jedoch deshalb nicht aus den Augen. Anfang Mai berief er den als rücksichtslosen Reaktionär bekannten Emin es Sultan, der schon unter Muzaffer ed-din sich von 1897 bis 1904 als Großvezier wegen seiner Gewalttätigkeit verhaßt gemacht hatte, zum Ministerpräsidenten. Emin es Sultan begann kaum nach früherer Methode zu regieren, als er am 31. August 1907 von einem liberalen Revolutionär, dem Geldwechsler Abbas Aga, ermordet wurde. Der Schah versuchte zunächst Trost zu bieten. Er drohte mit dem Staatsstreich. Aber mehrere große öffentliche Demonstrationen — darunter eine am 6. Oktober 1907 von angeblich 100 000 Personen veranstaltete Demonstration am Grabe des Abbas Aga — schüchtern ihn ein, zumal bereits im August ein erster Grenzstreit mit der Türkei ausgebrochen war. Widerwillig verstand sich Mohammed Ali dazu, nicht nur nochmals den Eid auf die Verfassung zu leisten, sondern auch in diese einige weitere freiheitliche Artikel aufzunehmen. Zugleich mußte der Schah das alte Ministerium, dem die Mehrheit des Parlaments ein Mißtrauensvotum erteilt hatte, entlassen und ein neues Ministerkollegium berufen.

Wie in Anbetracht seines Charakters selbstverständlich ist, hielt Mohammed Ali sich durch seinen Eid nicht gebunden. Die fortgesetzten Unruhen im Lande, besonders der wieder-aufflammende Kampf zwischen den schiitischen und sunnitischen Stämmen in Aserbeidschan boten ihm willkommenen Anlaß, das Parlament der revolutionären Umtriebe zu beschuldigen. Nachdem er schon Anfang Dezember 1907 an das Parlament einen Ukas erlassen hatte, in

dem er es des Eingriffs in seine Exekutivgewalt bezichtigte, verfügte er kurz entschlossen am 18. Dezember vorigen Jahres die Verhaftung sämtlicher Minister und die gewaltsame Sprengung des Parlaments durch militärische Gewalt.

Möchte der saubere Plan gelingen wenn nicht die zur Durchführung der Befehl ausersehene Kosakenbrigade in Teheran versagt hätte. Der russische Oberst — der Oberst und die höheren Offiziere dieser Brigade sind Russen während die unteren Offiziere und die Gemeinen meistens der türkischen bzw. der tartarischen Rasse angehören — erklärte nämlich kurzweg dem Schah, er könne nicht dafür stehen, daß sich nicht bei einem Straßenkampf die Mannschaften der Brigade auf die Seite des Volkes schlagen würden. So verpuffte der geplante Staatsstreich resultatlos. Die verhafteten Minister wurden wieder eingesetzt, und der Premierminister Kasir el-Mulk, der sich unter den Schutz der englischen Gesandtschaft gestellt hatte (er hat in Oxford studiert), übernahm wiederum die Leitung des Ministeriums. Der Schah mußte sogar gestatten, daß die Liberalen in Teheran eine freiwillige Parlamentswache bildeten, die einstweilen die Bewachung des Parlamentsgebäudes übernahm.

Durch den Staatsstreich hat Mohammed Ali die letzten Sympathien in der Bevölkerung verloren. Offen wird von den Revolutionären seine Absetzung oder Hinrichtung gefordert. Seine Ermordung ist nur noch eine Frage der Zeit. Schon am 28. Februar dieses Jahres, als er von Teheran nach dem Jagdschloß von Doshantepe fuhr, wurden vom Dache eines Hauses mehrere Bomben gegen ein Automobil geschleudert, in dem die Attentäter Mohammed Ali vermuteten. Nur durch Zufall entging er dem Tode. Er hatte sich nämlich nicht in sein sonst benutztes Automobil gesetzt, sondern folgte diesem in der Entfernung von einigen hundert Metern. Hätte er diese Vorsicht nicht gebraucht, er wäre verloren gewesen, denn die Bomben hatten eine solche Explosivkraft, daß außer dem Chauffeur des Automobils auch die drei Vorreiter und mehrere andere Personen zerrissen wurden.

Anderer Attentate werden folgen. Die Erregung im Lande hat den höchsten Grad erreicht. In den Städten haben bereits mehrfach die liberal-revolutionären Komitees die Absetzung des Schahs proklamiert, und in den Gebirgsgegenden Farsistans und Khusistans halten die aufgeregten Bauern auf freiem Felde Massenversammlungen ab. Dazu kommt, daß die freundlichen Nachbarn des Perserreiches in der jetzigen Verwirrung eine gute Gelegenheit erblicken, um einzelne Landesstücken an sich zu reißen.

Während aus dem türkischen Kurdistan die halbwildern Kurdenstämme in den Nordteil Aserbeidschans eingedrungen sind, hat Fashl Pascha den im August vorigen Jahres neu ausgebrochenen Grenzstreit zum Anlaß genommen, um mit türkischen Truppen die Grenze westlich vom Armassee zu überschreiten und einen Grenzstreich des westlichen Aserbeidschans zu annektieren. Ferner sind, wie kürzlich telegraphisch gemeldet wurde, russische Kosakenabteilungen in den nordöstlichen Teil Aserbeidschans eingedrungen; denn auch Rußland möchte die günstige Gelegenheit, seine transkaukasische Grenze weiter nach Süden vorzuschieben, nicht gern ungenutzt lassen.

Das Ende der Wirren kann nur sein, daß Mohammed Ali, falls er nicht vorher ermordet wird, den Thron verläßt und das Land unter einem neuen Schah eine parlamentarische Verfassung erhält. Dem Elend der Bauern dürfte dadurch allerdings kaum abgeholfen werden: denn die Herrschaft werden unter dem Schutz Englands die wohlhabenden städtischen Elemente, das heißt die Kaufleute, und die Grundherren an sich reißen.

# Die elegante Freundin.

Kriminalgeschichte von Hans Hyan.

(Zerlehung.)

Als Lucie am nächsten Morgen aufwachte — ihre Mutter war schon mehrmals an ihr Bett gekommen und hatte sie geweckt — mußte sie sich mit ihrem wirren, schmerzenden Kopf die Vorgänge vom gestrigen Tage erst mühsam zusammensuchen: als sie nach Hause gekommen war, kurz vor zehn Uhr, hatte sie Emil von noch gerade getroffen, er wollte schon fortgehen. Sehr aufgeregt war er gewesen und hatte ihr Vorwürfe über Vorwürfe gemacht wegen ihres langen Ausbleibens.

Sie in ihrer erraten Stimmung und im Bewußtsein, nichts Unrechtes getan zu haben, ließ sich das natürlich nicht gefallen. Und so war er böse von ihr gegangen. Es tat ihr jezt, besonders seinetwegen, weh: sie kannte seine weiche, empfindliche Gemütsart, die sich unter einem reichen, manchmal heftigen Temperament verbarg, und sie wußte, daß er nun nicht eher Ruhe haben würde, bis er sich wieder mit ihr verböhnt hatte. Sie selbst war weniger ängstlich, dazu war sie sich zu genau ihrer Macht bewußt über den noch jungen und ein wenig schwärmerisch veranlagten Mann.

„Nu, Mädchel, wirzcht denn nu endlich uff-itehn?“ fragte die Mutter, eine Schlesiern, „s is doch schon hohe Zeit! . . . Aber das nimmt down, wann ma des Nachts nich hat beenfinden kunn!“

„Ja, ja, Mutli“, Lisbeth saß auf dem Bett- rand und zog sich die langen, buntgeringelten Strümpfe über ihre schönen schlanken Beine, „ich bin gleich fertig!“

Und nun ging das Gassen und Gagen, wie fast immer an den Morgen, die einem ver- anstigten Abend folgten. Zuspät kommen will man doch nicht, und die Zeit ist gar zu knapp bemessen! Aber wirklich, es gelang der Monden noch, in der Fabrik rechtzeitig ihre Marke an das Kontrollbrett zu hängen.

Sonst plauderte Lisbeth, die eine gewandte Trägerin war, viel mit der Arbeiterin, die an der Nachbarmaschine saß. Kleine hatte es so heraus wie sie, die Karten und Kewerts unter den schweren, vom Balancier fortwährend her- untergeschlagenen Stahlstempel zu schieben, ohne jemals die Stuppen ihrer stets gepflegten Finger in Gefahr zu bringen. . . . Heute wäre ihr, trotzdem sie nicht sprach, bei einem Haar ein Unglück passiert: den langen Nagel am kleinen Finger saßte der Stempel und schlug ihn glatt weg. . . . Lisbeth wurde ganz blaß. . . . Aber das kam davon, daß ihr diese Lucie mit ihren Reichthümern nicht aus dem Kopf wollte. . . . Natürlich, so was, das kann man bei aller Arbeit nicht erreichen! . . . Sie und Emil, sie wollten nach ihrer Verheiratung eine kleine Druckerei aufmachen. Besonders Visitenkarten, Hochzeitsanzeigen und ähnliches wollten sie anfertigen. Aber dabei konnte man alt und grau werden, ehe man ein paar Pfennige bei- leute legte. Obenein wo sie das meiste, was bei der Einrichtung gebraucht wurde, auf Ab- zahlung nehmen mußten. . . . Ach, wenn sie doch bloß wüßte, wie die Lucie es machte, um in so kurzer Zeit soviel Geld zu verdienen! Die war ja eigentlich doch kaum erst ein Jahr fort aus der Fabrik!

Unter solchen Träumereien verging der Trägerin, die heut nicht so viel schaffte wie an anderen Tagen, die Zeit schnell. . . . Absichtlich blieb sie länger im Toilettenraum, sie wollte allein nach Hause fahren, auch Lenchen Woitzewskis Unterhaltung, mit der sie sonst gern ging, schien ihr heute langweilig.

Endlich auf der Straße angelangt, ging sie nur langsam und traute ihren Augen kaum, als

ihr bei der nächsten Ecke Lucie Haltermann mit allen Zeichen der freudigsten Ueberraschung auf dem leichtgepuderten Gesicht entgegenkam.

„Welcher Zufall!“ sagte die Große, Schlanke, „ne, das is ja sehr drollig, Lisbeth! . . . Na, wenn das nichts zu bedeuten hat. . . .!“

Die kleine Trägerin war viel zu naiv, um die eigentlich nicht schwer zu erratende Absicht- lichkeit hinter diesem „Zufall“ gleich zu ent- decken. Sie freute sich aufrichtig, hoffte sie doch, heute heraus zu bekommen, wo die Geldquelle floß, aus der Lucie so reichlich schöpfte.

Es war warm und Lucie trug nur einen wundervollen Chinchillafragen über dem blaß- grauen Kleide. Sie sagte, nachdem sie ein Stückchen zusammengegangen waren:

„Ach fahre jezt ins Weichhä!“

„Wo Du so viel verdienst?“ fragte Lisbeth rasch mit leuchtenden Augen.

Ueber das Gesicht der Großen glitt wieder das kühle, spöttische Lachen.

„Na ja, wie Du willst! . . . Das heißt: ich geh einkaufen! . . .!“

Lisbeth mußte nicht, was sie daraus machen sollte, sie war aber doch so neugierig, daß es ihr eine fast zitternde Freude bereitete, als Lucie sagte:

„Du kannst ja mitkommen! . . . willst Du?“

Ob sie wollte! . . . Und obendrein in der Droschke! Die ehemalige Weichdruckerin ging mit ihr an den nächsten Droschkenhaltestand und stieg mit den Bewegungen einer Dame, die über- haupt kein anderes Beförderungsmittel kennt, in den ersten Wagen. Dabei nannte sie dem Kutscher die Adresse eines bekannten großen Warenhauses.

Als sie ankamen, strahlten die hohen, kostbar ausgeschmückten Räume schon von der glänzen- den Helligkeit des elektrischen Lichtes. Die Waren, die in so unglaublicher Menge dort aufgelaftet lagen, erschienen noch einmal so lockend, und die Frauen und Mädchen, geblendet von diesen Schätzen der Mode und immer aufs neue angezogen von ihren Neuheiten, schoben sich in ihrer kompakten Masse wie eine gefleckte Riesenschlange durch die Gänge, die Treppen hinauf und hinab.

Die beiden jungen Mädchen schlenderten von einem Warenstand zum anderen. Die große Hellblonde trat an diesen Tisch und an jenen heran, sie ließ sich die teuersten Sachen vorlegen, kaufte aber nur ein paar wertlose Kleinigkeiten. Lisbeths hübsches Gesicht bekam allmählich einen immer ungläubigeren und spöttischeren Ausdruck: waren das vielleicht die großen Ein- käufe, mit denen Lucie prahlte? Da ließ sie selbst trotz ihrer Sparsamkeit und ihres nur be- scheidenen Verdienstes mehr Geld springen bei solchen Besorgungen! . . . Sie dachte sich ihr Teil, wenn sie auch vorläufig still blieb. . . .

„Ach denke, wir fahren jezt 'n bißchen kon- ditern!“ jagte Lucie.

„Na, dann könn' wir ja gleich hier in' Erfrischungskraum geh'n!“

„Ach nee, weiste, das is Mansch, was 's da gibt! . . . Wir wollen lieber zu Hillbrich. . . .“

Und sie nahmen trotz der geringen Ent- fernung wieder eine Droschke und fuhren nach der bekannten Konditorei, wo sich Lucie hinten, ganz in der Ecke, ein Pläschen ausfuchte; man konnte da ungestört plaudern.

Sie saßen kaum, da zog die Große unter ihrer Taille ein zusammengedrücktes Stück Spitze hervor und sagte, sie Lisbeth unterm Tisch hinhaltend:

„Wie gefällt Dir'n die?“

Nach einem erstaunten Blick, den sie erst auf die Spitze und dann auf das, jezt von einem bösen, höhnischen Zug entstellte Gesicht ihrer Begleiterin richtete, wurde Lisbeth totenblaß. . . . Das da waren ja die kostbar antiken Chantilly- spitzen! Die Verkäuferin hatte sie extra ange- priesen und einen in die Hunderte gehenden Preis genannt. . . . Gekauft hatte die Lucie diese teuren Stanten, so viel sie wußte, doch weiß Gott nicht! . . .

„Süßch, was?“ flüsterte Lucie wieder, „siehste, so verdient man sein Geld halb im Schlaf und braucht sich nicht die Zunge mit Bronzepulver und heißer, schlechter Luft zu ver- derben!“

Lisbeth war wie gelähmt! Sie hätte laut aufschreien mögen! Also stehen tat die da! . . . stehen! . . . Dabei hatte sie ihren Schmutz, ihre schönen Kleider und die teuren Möbel! . . . Aber dafür kommt man doch ins Gefängnis! So was mußte man doch eigent- lich anzeigen! . . .

Blöcklich fiel ihr ein, daß sie ja selber dabei gewesen war, daß sie dicht daneben gestanden, wie die Große die Spitzen gestohlen hatte! . . . Würde nicht jeder sie für mitschuldig halten? Wenn die's nun merkte, die Verkäuferin im Warenhaus? . . . Aber freilich, da kamen so viele hin, kauften soviel Leute! Und wie wollte man sie und Lucie denn wiedersünden, jezt, wo sie glücklich 'raus waren? Natürlich, hingehen durfte sie da nie wieder! . . . Aber vor allen Dingen wollte sie weg! Weg von dieser Diebin, damit man sie nicht doch etwa noch einholte und verhaftete! . . .

„Wo willst Du denn hin?“ fragte Lucie ganz pomadig, als die Trägerin aufstand und sich nach dem Stellner umah, um ihre Schokolade zu bezahlen.

„Fort!“ jagte Lisbeth gedämpft, aber mit wütender Stimme, „wir passen nicht zusammen, Du und ich! . . . Ach geh!“

„Das kannst Du machen wie Du willst! . . . Aber vorläufig bleibe lieber noch 'n bißchen! . . . ich habe da vorhin 'n paar Heintliche 'rum- patrouillieren seh'n, die könnten Dich gleich warm in Empfang nehmen, wenn Du auf die Straße trittst! . . .“

Lisbeth schauderte. „Wie? . . .“ fragte sie mit bebenden Lippen, „Heintliche? . . . Das sind wohl . . .?“

„Kriminalschutleute, ja, Du Dummmchen! . . . Die spuken hier überall 'rum! . . .“

Wie sollte die verängstigte und in diesen Dingen gänzlich unbewanderte Lisbeth den Widersinn dieser Lüge durchschauen? Sie sah sich schon verhaftet, in Schande gestürzt und ver- urteilt! . . . Mit einem Seufzer kauft sie zurück auf den Stuhl und gab nun in ihrer schweigen- samen, die Tränen mühsam niederkämpfenden Hilflosigkeit der anderen Gelegenheit genug, ihre gefährlichen Ansichten auszukuramen. . . . Wie es doch ungerecht wäre, daß der eine alles hätte und der andere gar nichts! . . . Und schließlich hätte doch jeder ein Recht darauf, sein Leben zu genießen! Da bleibt eben nichts anderes übrig: der, der nicht auf den Kopf ge- fallen ist, nimmt sich das, was man ihm frei- willig doch nicht geben würde! Der Besitzer des Warenhauses hätte immer noch genug! Was wär' denn das schon Großes, was sie nähme? 'n Lappalie im Verhältnis zu dem, was der Mann besaß! . . .

Lisbeth wurde ganz wirr im Kopf. Nicht die falsche Logik dessen, was ihre Gefährtin da predigte, begriff sie, das waren für sie nur Worte, über die sie in ihrer Angst kaum nach- dachte.

(Schluß folgt.)



**Porzellan.** Porzellan und Kalk, die beiden Stilarten, in denen das Porzellan zuerst Form gewann, passen in ihrem lebhaften Schmelz und ihrer leichten Erscheinung sehr für das Material, das mit den Zufällen des Brandes stark zu rechnen hat. Die Technik ist schwierig, die Masse diffusil zu behandeln, der Sintergrad sehr hoch, so daß die Gefahr der Risse und des Einsinkens ständig besteht. Darum hat nur in früherer Zeit Künstler in Meissen (1730 bis 1756 etwa) es gewagt, große Plastiken, Apostelfiguren herzustellen, von denen kürzlich zwei wieder entdeckt wurden, voller Risse und Verzerrungen. Danach hörte man damit auf. Zur Klempplastik gehört das Porzellan, und gerade dann, wenn lapriziose Formen, die auch etwaige Fehler verdecken können, dominieren, kommt der Stil des Porzellans heraus. Auch in dieser Art schuf Künstler lebhaft und malerische Figuren; kräftig im Ton und oft grotesk, wie z. B. die Figur eines Hofnarren zeigt. An der Spitze der Fabriken steht Meissen, wo das Material erfunden wurde und so als speziell deutsche Leistung zu gelten hat. Danach kommt Wien in Betracht, das ein bürgerliches Genre pflegte. Aber die Arbeit steht nicht so auf der Höhe, wie die Porzellan- und Kalkfiguren in Meissen, die in ihrer Beugtheit und Kleinheit viel Grazie, in ihren Farben eine prickelnde Anmut haben.

In Süddeutschland wirkten zwei Fabriken. Vor allem Nymphenburg. Hier war ein Italiener tätig, Bassetti, der mit besonderem Temperament gerade dieses Gebiet pflegte. Seine Figuren sind bewegt und grazios und im Farbigen dezent. Die ganze Kultur dieser Zeit, das Höfische, Selbstgefällige, kommt in seinen Figuren prägnant zum Ausdruck. Dann Frankenthal, mit ähnlichen Versuchen, das hauptsächlich im chinesischen Genre schuf, wie es einmal auch eine Türkenpassion gab. Gegen Ende des Jahrhunderts kam der Klassizismus (seit 1760 etwa), dessen Gradlinigkeit dem Porzellan nicht günstig war. Das Antikisierende, die Säulen, Kapitelle und Statuen, paßten schlecht zu dem Material, das Lebhaftigkeit der Silhouette verlangte. Sevres pflegte dann den Stil Louis XVI., ein Genre, das leicht etwas Süßliches hat. Auch allegorische Gruppen kommen vor und oft geben Gemälde und Stiche Vorbilder. Seitdem besteht eine Trennung zwischen der Luxus- und der Bedarfskunst. Der Stillstand datiert etwa seit 1840. Das Porzellan ist immer ein Luxusartikel. Wo eine Massenware daraus gemacht werden soll, wo der Handel sich seiner bemächtigt, sinkt das Niveau. Auch alte, große Fabriken gingen ein, so Wien 1806.

Etwa seit zwanzig Jahren begann man wieder an das Porzellan zu denken. Eine neue Welt schien sich aufzutun. Sevres fing wieder an, alte Muster nachzuahmen und hervorzuheben. Anregungen von Japan her kamen, dessen keramische Kunst reizvolle, neue Motive zeigte. Man bildete speziell die Glasurtechniken aus. Es reizte die Künstler, Versuche zu machen. Der Kopenhagener Porzellanmanufaktur gebührt der Ruhm, dieses Genre wieder gepflegt zu haben. Es gelang Kopenhagen gleich, sich ganz von der alten Dekorationsweise zu emanzipieren und wirklich Neues zu geben. Und zwar in der Form, die immer schlicht und großzügig ist und sich an die Natur anlehnt. Speziell Tiere von prachtvoll eindringlicher Erscheinung in Bewegung und Haltung. Weniger zu loben sind die Trachtenfiguren. Dann ist die Farbe von ganz einziger Art; milchig matte Tönung, ein weiches Uebergehen von einem zum anderen. Gleichzeitig machte sich hier Privatkonkurrenz geltend. Bing und Gröndahl arbeiteten in ähnlicher Weise, doch, da man hier auf Absatz angewiesen war, mit mehr Rücksicht auf das Publikum, wie es die derberen Farben zeigen und die etwas süßlichen Kindergruppen, die zu Tausenden ins Land gingen. Am besten sind die Löwen und Doggen. Die staatliche Porzellanmanufaktur verliert auch, der Technik gemäß, ganz raffinierte Effekte durch kleine Mittel zu erzielen. So läßt man hier einen Tropfen Metall auf das Porzellan fallen, das sich schnell ausbreitet und einen irisierenden Schimmer über das Ganze breitet, als sei es mit Eiskrystallen dünn überzogen.

Die alten Manufakturen zögerten jedoch. Sevres hatte schon in den 80er Jahren Versuche gemacht, doch sich mit den alten Modellen begnügt. Ebenso war Berlin und Meissen zurückhaltend. Doch errang Sevres dann schon auf der Pariser Weltausstellung einen großen Erfolg mit einigen neuen Figuren, Tänzerinnen, und Nachbildungen großer Plastiken.

Dann wagte sich Meissen vor und eine ganze Reihe von Künstlern schuf ein neues Genre in den naturalistisch und bewegt aufgefaßten Tierplastiken. Namentlich ein Eisbar mit einem Jungen spielend — das helle, leuchtend-weiße Zell paßt vorzüglich hierzu — und ein weißer Fakadu waren

außerordentlich geschickt für das Material erdacht. Dann pflegte Meissen auch das kindliche Genre mit Gelingen. Doch geht man dort oft in den Naturalismus zu weit. In der Meinung, daß man auch weibliche Figuren in dem modernen Kostüm der Jetztzeit erscheinen lassen müsse, wie sie es an den Figuren des Kalk sehen, haben sie Statuetten geschaffen, deren getreu kopierte, moderne Toilette in ihrem kleinlichen Viel zu Viel für das Material nicht paßt.

Nymphenburg besitzt in Wackerle einen Künstler, der über die Grazie der alten Kalkkünstler verfügt. Er denkt im Material. Seine sitzenden und gehenden Damen in Reifrock und Krioline haben viel Leben und sind in den Farben oft sehr geschmackvoll.

Am längsten sträubte sich Berlin und es vertritt noch jetzt mit Vorliebe das alte Genre. Zeitweilig pflegte es auch einen klassizistischen Meliestil. Es prunzt mit Porzellan und Kalk und Klassizismus. Dabei ist das nicht mehr der alte, gute Stil, sondern Nachahmung. Und da Nachahmung meist übertreibt, so sehen wir hier die wulstigen Formen, das überflüssige Schmuckwerk, das die Form ganz verdeckt und jene schwülstigen, braunrotgoldenen Farben, die wenig Geschmack vertragen. Endlich, nach langem Zögern, gewann es den Künstler und Keramiker Schminz-Gandix für sich, dem es gelang, wenn auch mit großen Schwierigkeiten und unter Kämpfen, dem modernen Geschmack hier eine Stellung zu er-



Rumanische Kirche. (Byzantinischer Stil.)

obern. Er pflegt besonders die Technik der Unter-  
glasmalerei, die so eingehende Kenntnis verlangt, und er hat diese Technik sogar noch besonders ausgebildet und bereichert. Speziell seine Teller mit den dekorativen Malereien zeichnen sich durch geschmackvolle Farbestimmungen aus.

So ist jetzt das Bild ein anderes als vor 20 Jahren. Die Manufakturen, auch die alten, marschieren vorwärts. Doch läßt sich nicht verhehlen, daß das nur mit Opfern möglich ist. Notgedrungen um den Markt zu behalten, haben sich die alten Institute zu Neuerungen entschließen müssen. Aber es ist die Frage, ob das Publikum da mitläuft. Es ist eine Luxuskunst. Besonders wertvolle Stücke der alten Zeit werden mit etwa 20 000 Mk. bezahlt. Und auch bei neuen Arbeiten erhöht sich der Preis bedeutend, da die Fabrikation mit einer Unsumme von vergeblicher Arbeit rechnen muß, da ein Zufall, der unberechenbar ist, in dem Brand genügt, das Stück zu zerstören. — e. s.

**Byzantinischer Stil.** Erst neuerdings ist unsere Kenntnis von der reichen Schönheit der byzantinischen Kunst erheblich erweitert worden. Die kleinasiatische Kunst, die ihre Führer weit hinausstreckte und auch die türkischen Länder in Beschlag nahm, mischt sich eigentümlich aus griechischen und orientalischen Elementen. Diese Mischung ergab eine Fülle von architektonischen Ideen, der gegenüber das Abendland arm erscheint. Von den Griechen her kam das Gefühl für klare, große Raumwirkung, Gliederung durch Massen, übersichtlich, einheitlich. Vom Orient her der Schmuck, der Reichtum, das Malerische. Der Einfluß dieser kleinasiatischen Kunst machte sich nach Westen zu immer stärker geltend und nahm allmählich von den umliegenden

und angrenzenden Ländern, aber auch von den ferneren liegenden Ost. —

Hellenismus und Orient kreuzten sich in diesem Reich; dessen Hauptstadt auf griechischem Boden lag und dem asiatischen Osten sich zulehrte.

Es kommt hinzu, daß hier ein höfisches Leben sich entfaltete. Konstantinopel war Residenz, der Handel blühte. Das Repräsentationsbedürfnis dieses Staates, der sich lebhaft entwickelte, führte zu neuen Aufgaben und das Ansehen, das Alter der Kultur gaben zugleich Traditionen, einen festen Boden, der sich von der naiven Einfachheit der altchristlichen Kunst wesentlich unterscheidet. Das Strenge ist darin ebenso enthalten wie das Reiche; doch erst im Laufe der Jahrhunderte kam diese byzantinische Kunst zur Erstarrung, die wir dann als typisch für Kleinasien genommen haben, deren lebendiges Entwicklungsstadium uns entging.

In Konstantinopel wurde speziell der Kuppelbau, als am meisten der Repräsentation, der architektonischen Grund- und Einheitsidee entsprechend, gepflegt. An Kühnheit der Konstruktion, an Schönheit des Rauminneren und Pracht der Fassadengestaltung überrufen sie alles, was in der gleichen Zeit geleistet wurde. Es ist eine Sicherheit des technischen Könnens, eine Feinheit in der Ausgestaltung des Details darin, die bewundernswürdig ist. Namentlich in der inneren Prachtgestaltung, Marmorbekleidung, Mosaikbilder. Die detaillierteste Ausbildung schuf die Architektur in der Kreuzkuppelanlage, mit einer Kuppel in der Mitte und vier an den Ecken.

Ein solches Beispiel haben wir in dem Bauwerk vor uns, das die Abbildung zeigt, und das aus Bukarest stammt. Der byzantinische Einfluß ist unverkennbar. Ein quadratischer Mittelbau, dem ein Portal vorgelegt ist; den Uebergang zu dem Hauptteil vermittelt eine vorgelegte Vorhalle. Vier Türchen umgeben die Zentralkuppel; sie sind, um das Licht reichlicher zuzuführen, auf Erhöhungen, sogenannte Tambouren, gestellt, auf deren Gesimstanz sie sitzen. Dadurch ist die Möglichkeit zu einer reicheren Fensteranlage gegeben.

Das architektonisch Einheitliche, Großzügige kommt in dem Gesamten, konzentrierten der ganzen Anlage, die einen eigentümlichen kompakten Eindruck macht, zum Ausdruck. Dabei ist zu beachten, wie sehr das Einzelne als Ueberleitung doch bedacht ist; wie das Portal sich zur Vorhalle erweitert, wie das quadratische Schiff ansteht, wie die kleinen Türme die Bewegung weitergeben an den Mittelbau, in dessen Kuppel sich alle Linien sammeln; ein harmonisches Anschwellen vom Anfang bis zum Ende.

Das Malerische der Außenarchitektur ist zu beachten. Es spricht sich darin ein anderer Geist aus, als in den strengeren Bauten Europas, die meist auf Farbe verzichten. Doch ist diese Farbe sparsam verteilt, bleibt ganz im Material und betont nur das architektonische Gefüge an den Hauptpunkten.

Damit nähern wir uns schon dem Typus, der späterhin die Araber, die das künstlerische Erbe antraten, übernahmen und ausbildeten, in den Moscheen und Minarets und auch das Farbige. Reiche, Malerische ist hier schon angebahnt. Die arabische Kunst wurde in ihren Grundtendenzen schon einmal hier behandelt, sie berühren sich mit der geschichtlichen Merkmalen und stellen die Weiterentwicklung dar, die dem arabischen Volkscharakter entspricht. — m. v.

**Dem Maler Fritz v. Uhde,** der Ende Mai unter zahlreichen Ehrungen seinen 60. Geburtstag beging, ist der neueste Band der „Klassiker der Kunst“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis 10 Mk.) gewidmet. Hans Rosenhagen hat die Auswahl der Bilder (285 Abbildungen) besorgt und den einleitenden Text geschrieben, der gute Informationen über den Lebensgang des Künstlers bringt und die malerische Art seiner Darstellungen treffend erklärt. Das Buch führt nicht nur dem Kunsthistoriker eine der anziehendsten Erscheinungen und eine der wichtigsten Epochen moderner Kunst in bedeutsamen Dokumenten vor, sondern zeigt auch dem Laien eine Fülle künstlerisch vollendeter Werke, die gleichmäßig zu Herz und Auge sprechen. Einen besonderen Schmuck des Buches und eine Erhöhung seines Wertes bedeuten einige wohlgelungene farbige Nachbildungen der v. Uhdeschen Werke. Der neue Band der „Klassiker der Kunst“ reiht sich den vorhergegangenen Veröffentlichungen dieser Sammlung würdig an und kann demjenigen, der für einen Vertreter der modernen Malerei von der Bedeutung Uhdes Interesse hat, recht empfohlen werden. —

**Nachdruck des Inhalts verboten!**